



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Eine Jesuitenkomödie in Rom.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gesprochen hatte.“ Auch die Testamente der Diener, die ihren Herrn mit Ostentation von der Erbschaft ausschließen, enthalten eine bittere Anspielung, es war schon etwas Großes, wenn man wagen durfte, den Kaiser nicht zum Erben einzusetzen! So ist auch diese leichtfertige Schilderung, in der sich nur Lächerlichkeiten und Extravaganzen der Zeit reflectiren, nicht völlig frei von finstern Schatten.

### Eine Jesuitenkomödie in Rom.

In dem Collegio di Propaganda Fede findet alljährlich, etwa um die Zeit der heiligen drei Könige, ein sogenanntes Sprachenfest statt. Eingeladene oder Angemeldete haben Zutritt. Das letzte römische Jubeljahr, veranlaßt durch die Feststellung des Immacolatadogmas, gab dem berühmten Missionsseminar Gelegenheit, im Geschmack der *rappresentazione sacre* ein besonders reichhaltiges Programm vorzuführen und eine große Menge Neugieriger zu dieser für das vergleichende Sprachstudium unvergleichlich anziehenden heiligen Komödie herbeizulocken.

Unweit des berninischen Palastes, welcher dem Jesuitencollegium jetzt gehört, war man um jene Zeit eben beschäftigt, die „Mariolatrie“ durch Aufrihtung einer neu aufgefundenen antiken Säule zu feiern. Sie sollte durch eine Statue der im Halbmond stehenden Madonna geschmückt werden. Ob sie das Jesuitencollegium oder Spithövers deutschen Buchladen anschauen werde, stand noch dahin.

Dieses Monument, ein Unterwerfungssymbol der alten Gegner des Immacolatadogmas, der Dominicaner, gereichte den Jesuiten zu nicht geringem Stolze, und sie suchten ihre Befriedigung über diese ihnen so nahe gerückte Auszeichnung durch eine doppelt reiche Ausstattung des diesmaligen Sprachenfestes an den Tag zu legen.

So wurde dasselbe denn am 14. und 15. Januar mit allem Pomp in der geräumigen Kapelle des Jesuitencollegiums begangen. Das Schiff war mit männlichen Zuschauern gefüllt. Die Damen schloß man aus, gestattete ihnen jedoch, durch die Fenster der oben anstoßenden Gemächer dem sonderbaren Schauspiel beizuwohnen. Hinter den Zuschauern, auf dem Chor hatte eine starkbesetzte Musikbande ihren Posten bezogen und leitete im italienischen Geschmack durch verdische und andere Opernstücke die heilige Parade ein. Die Schüler der Propaganda saßen auf erhöhten Bänken vor dem Altar. Hinter ihnen erinnerte das Porträt des Papstes an den siegreichen Beendiger dieses dogmatischen Streites, der so manches Jahrhundert unerledigt ge-

blieben war und dessen Erledigung das erstaunte 19. Jahrhundert in seine Annalen verzeichnen mußte. In Gaëta kam dem Flüchtlinge, so versichert Dr. Cullen, der Gedanke, Marias Zorn sei nur zu besänftigen, wenn endlich ihre bestrittene Ursprungsgöttlichkeit festgestellt werde. So wars denn um alle Widerreden zu Gunsten der Erbsünde geschehen. Oberhalb des päpstlichen Bildes erblickte man dasjenige des Messias. Da die Jesuiten ihren Namen auf Jesus zurückführen, haben sie in ihren Kirchen noch häufig das Bild des Stifters unsrer Religion, während in ihren Predigten mehr die Kirchenväter zu Worte kommen. Marienbilder haben in andern Gemeinden lange das Uebergewicht.

Der ganze Mariencultus mit seinen süßen Mysterien ist dem italienischen Katholicismus entsprechender. Christi Wort in seiner Gradheit paßt auch in der That für so Manches nicht.

Nachdem das Orchester seine Pflicht gethan hatte, begannen die Vorträge der Schüler. Blumenbach hätte, da er sich hauptsächlich durch die Form der Schädel leiten ließ, seine fünf Menschenrassen an den kurz geschornen Häuptern mit Muße durchmustern können. Die Einförmigkeit der schwarzen, mit rothen Lipen besetzten Kleidung täuschte nur auf Augenblicke über die Mannigfaltigkeit des hier gebotenen Rassenmaterials.

Ein Hebräer machte den Anfang, nachdem soeben die letzten Töne der rossinischen diebischen Elster verhallt waren. Er sprach in kurzen Absätzen weinerlichen Tons und hatte große Mühe, in seinem hebräischen Vortrage mit den vielen Zischlauten fertig zu werden.

„Stille herrscht“, sagte er etwa, indem er die von den Weisen vernommene Engelsstimme reden ließ, „Alles schweigt. Die Hirten lösen einander ab. Weiser! Höre mich und sei klaren Verstandes! Dort liegt Er, der Starke, der Unausprechliche, der Antike! In dem Hüttenwinkel! So ruht im Ocean die kostbare Perle, so blühen die Rose und die Lilie im einsamen Felde, so wächst in der öden Wüste der Myrrhenbaum, der Spender heiliger Wohlgerüche.“

Als der Hebräer geschlossen hatte, trat ein Chaldäer an seine Stelle. Giuseppe David aus Mossul nannte ihn das Programm. Er war ein härtiger Jüngling. In einiger Entfernung hätte man, die vielen Kehl- und Gaumenlaute abgerechnet, einen Briten zu hören geglaubt. Seine Worte sollten dem Engelsgruß als Antwort dienen.

„Ach! die Stimme ist nicht mehr zu hören. Wie tönt die Rede in mir wieder! Was verschwindest Du? die weisen Chaldäer, die des Königs Träume nicht zu deuten wußten, kannten die von dir uns enthüllten Geheimmisse nicht. Eingebildeter Weisheit voll folgten sie dennoch stumm den hochmüthigen Monarchen Babylons. Das Wort ist Knecht geworden — ihnen wars noch nicht offenbart.“

Ein Anderer folgte mit einem Vortrag in Bulgär-Chaldäisch. Anknüpfend an die Knechtwerdung des Wortes sagte er:

„Und wenn der Große sich herabläßt, nimmt es noch Wunder, daß seine Mutter neben ihm ein Gleiches thut? Blicke ich auf, da glaube ich ihre Stirne zu erblicken, aber es ist nur unser Führer, der Stern! Ihre Seele übertrifft ihn noch an Reinheit. Und doch wird sie nicht von allen erkannt! Aber siehe! Gottes Geist zerstäubt die Nebel und den Staub! Der Erde Völker begrüßen sie, die Weißgekleidete; in deren Antlitz das Licht des Morgensterns zu zittern scheint. Die Zeit wird kommen, wo Chaldäa im doppelten Sinne eine andere Sprache sprechen wird.“

Als Andrea Altar von Diarbekir aus Mesopotamien geschlossen hatte, kam die Reihe an den Syrier Pietro Postf. Seine Sprache gemahnte ans Polnische, hatte aber schönen Klang und Vocalreichthum, wobei eine Menge zweisilbige Worte mit betontem Schluß-*t* die Structur des Vortrags verdeutlichten. Er hatte die Predigt des heiligen Ephraim, des Syriers, zum Preise der Madonna zu Hülfe genommen und erhob in einem langen Gedichte die Wunder ihrer unbesleckten Erscheinung.

Ein Schriftarmenier, Michele Ferachian aus Damaskus, löste ihn ab. Das unbequeme „chan“ kam bei ihm wie bei seinem Nachfolger, einem Bulgärarmenier, Pasquale Rubian aus Konstantinopel, häufig zu Gehör. Während dieser sich an die Griechisch-Katholischen wendete und ihnen vorhielt, das Kreuz des Vatikans sei dasjenige des Libanon, — sie möchten das griechische Kreuz in aller Heiligen Namen fahren lassen, sprach jener von dem Regenbogen und von der glücklichen Landung Noahs auf dem Ararat. Der Nachgeborne des Haik, des ältesten Befehrsers der Armenier, verabscheue den ihm einst mit Persern und Assyriern gemeinschaftlich gewesenem Glauben. „Hier nur ist Schönheit des Glaubens, Menschwerdung Gottes u.“

Nachdem die Hörer unter den vorgeführte Dialecten zwar manches Absonderliche, aber doch nichts eigentlich Komisches vernommen hatten, brachten ein Araber und nach ihm ein Bewohner Hindostans plötzlich Heiterkeit in die Stelle der beginnenden Monotonie.

Sign. Behnan Benni aus Mossul trug im weinerlichsten Ton, ohne irgendwelche Worttrennung eine recht hübsche Legende vor, nach welcher die Madonna auf ihrer Flucht durch die Wüste, von Arabern neugierig begrüßt, beim Anblick der weißen Gewänder und der Turbane sich an die h. 3 Könige erinnerte. Die Araber laden sie und den h. Joseph uomo di pace, ein, ihnen zu ihrem Könige zu folgen. Sie läßt sich überreden — und seitdem, schließt die Legende, hat die jungfräuliche Mutter, welche ein Kind in der Krippe anbetet, ihren Platz unter den 360 Heiligen der Araber.

Das Programm setzt hinzu: Es ist freilich ausgemacht, daß eine Vergine

Immacolata die Macht hatte, vom ersten Augenblick an jede noch so wilde Seele zu bezaubern.

Wollten wir die Klangfarbe dieses Vortrags wiedergeben, so würden wir etwa lauter, durch einen Konsonanten gesonderte Vocale aneinanderreihen, etwa caohotalahuhu und so ohne Unterbrechung fort. Die äußerliche Erscheinung dieses Wüstensohns war ernst, schön, das Haar von glänzender Schwärze, doch mochte sein Naturell, schüchtern, matt, gebrochen wie sich gab, nur noch eine Ruine sein, die kaum die einstige Lebhaftigkeit des jungen Arabers ahnen ließ.

Verstimmte aus diesem Grunde die Absonderlichkeit seiner Redeart mehr als daß sie belustigte, so konnte man bei der bequem gemächlichen Weise des Sign. Gaetano Cesary aus Bettiah im englischen Hindostan um so freier seiner guten Laune die Zügel schießen lassen. Er trug im allerlangsamsten Tempo in Worten, die wie lauter abgerissene Vocalmischlinge klangen, ein chinesisches Lobgedicht auf den Papst und den päpstlichen Glauben vor, wobei ihn nicht im mindesten außer Fassung brachte, daß einer der Zuhörer von Unwohlsein befallen wurde, wie es schien: bei dem Tonwerden dieser Thee-fistenhieroglyphen von unbezwinglichem Schwindel ergriffen. Der Eindruck der ganzen Erscheinung hatte etwas nüchtern Holländisches, obschon die gelbliche Haut und die Magerkeit zu keinem Myn Heer stimmte, und man fand um so mehr Humor in dem Einfall, eben diesem soliden Gesellen die überschwenglichsten Phrasen über des Papstes Allweisheit in den Mund zu legen. Das Programm ergänzte auch hier bei dem Ausdruck „Unfehlbarster der Weisen“, daß man allerdings das Recht habe, in dieser Art auf die morgenländischen Weisen anzuspäzeln, da der Papst, inspirirt von der eterna sapienza, alle Weisen überragen müsse.

Als der Mann aus Hindostan sich mit vergnüglichem Gesicht entfernt hatte, kam ein härtiger Herr an die Reihe, der ohne das Attest der Propaganda, es sei der Rev. D. Simone Kajabegow aus Akhalzit in Georgien, in jeder Synagoge des Ghetto für einen Sohn Jacobs gehalten worden wäre. Auch er aber hatte etwas Müdes, Blästrtes, das an so manches sanfte Mitglied einer londoner happy family gemahnte.

Sein Thema war durch die Sage geboten, welche eine christliche Sklavin, St. Christiana, von den Georgiern den Römern abgewonnen, als Befehrerin des heidnischen Georgiens bezeichnet. Auch die Kreuzigung Christi durch einen Georgier, wie sie in der Landes Sage fortlebt, fügte sich diesem Gegenstande. Ein Lob auf die unbefleckte Madonna, welche die Sklavin erhöht und frei gemacht habe, schloß das südlich lebhaft gefärbte Gedicht.

Sign. Luigi Sciauriz aus Mardin, in Mesopotamien, ein gelangweiltes Wesen, das man etwa mit dem seit zwanzig Jahren in Geduld geübten Can-

didaten einer mecklenburger Patronatspfarre verwechseln konnte, trug die prophetische Messiasverkündigung des Zoroaster vor. Sie ist dem Abulfaragio entnommen, enthält die, auch anderen Prophezeihungen ähnlichen Einzelheiten und nimmt, wie die bekannte Stelle im Prometheus auf den Mutter-schoß Bezug, dem der Messias reiner als die Rose selbst entkeimen werde. Die Bezeichnung Maria Händchen, welche die Perser der cyclameo odoriferans geben, wurde bei dem Hervorheben der Heiligkeit Mariens, in persischer Anschauungsweise, nicht vergessen.

Ebenfalls aus dem Lande Mesopotamien war der folgende Propaganda-schüler, Sign. Raolo Emmanuelian aus Telermen, der erste energische und leidlich frische unter allen bisher zu Worte gekommenen. Anknüpfend an die Sage, welche der Kreuzfahrzeit zu entstammen scheint, Maria sei noch in der Wüste verborgen, forderte er in kurdischer Sprache die Söhne der Steppe auf, die Heiligkeit des Wanderers zu achten, wie die Wüstenhorden schon Marien kein Leids zugefügt hätten. Die Kopfbildung dieses Mesopotamiers hatte viele Ähnlichkeit mit einer Amphore, wobei die Henkel die Ohren vertreten konnten. Die eigenthümlich herabhängende Nase und die kleinen nah zusammenstehenden Augen forderten zu einem Vergleich mit dem malaiischen s. g. Waldmenschen heraus und Linné hätte in ihm Uebergangsspuren seines homotrogodytes gefunden.

Als der Steppenprediger sich verneigte und sein Gewand zum Wandern schürzte, erhob sich der unbewusste Komiker der Gesellschaft, Sign. Gaetano Casary, von neuem, um in seiner hindostanischen Muttersprache einen Strohmann als Braminen anzureden.

„Bramine!“ sagte er im jüdisch näselnden Dialekt, in welchem die Laute i und e sich am häufigsten ablöseten, „Was soll jene Pyramide?“

„Es ist Brama!“ gab er für den scheinbar Angeredeten zurück, „Brama (Sagrenat), der zum siebenten Male Mensch wird und Hände und Füße verliert, um die Welt zu retten, indem er sie auf sich ladet.“

„Deine Fabeln verstehe ich nicht“, erwiedert wegwerfenden Tons Sign. Gaetano. Ich singe an den Gangesufern das Wort der Christen:

Beata Mater munere  
Cujus supernus artifex  
Mundum pugillo continens  
Ventris sub arca clausus est!

Ein junger Indier, Sign. Adolfo Medlycott aus Chittagong, mit einer kaum durch Alexander Humboldt übertroffenen Stirne, betrat jetzt die Bühne. Obschon sein Vortrag ohne Betonung und Abwechslung war, zeichnete sich doch das Bengalische, was er sprach, durch A und O Laute und schöne Klang-

farbe aus, so daß man häufig den Eindruck hatte, einen Italiener sprechen zu hören.

„Was besetzt Ihr“ hob er an, noch immer den ruhmwürdigen Avatar? (den fleischgewordenen indischen Gott) der rechte Messias ist ja erschienen.“

„Warum denn ferner auf Wischnus Altar köstliche Steine und die duftreiche basilische Pflanze opfern? Krönnet doch lieber mit Euren Juwelen die Stirne der „Verginella“ von Zion; balsamiret mit jenen Düften ihren gottgebärenden Schoß. Wie lauter doch ist das Christenthum! Habt Ihr die Madonna befragt, ob sie reinen Ursprungs ist? Der Himmel antwortet: sie ist! So verehere ich sie denn mit Herz und Mund und die Wellen des Bengals rufen: Amen!“

Nun stand ein Türke auf, Sign. Paolo Krikorian aus Konstantinopel. Unter seiner niedrigen Stirn, deren obere Mitte ein keilförmiger Ausläufer seines Haupthaares trennte, brannte ein streitsüchtiges, ärgerliches Augenpaar; er brachte unwillkürlich auf politische Gedanken und man begriff seine Gereiztheit, wenn man an das damals noch nicht gerächte Sinope dachte. Uebrigens sprach er nach Art der Paschas mit sehr vollen Backen. Die unbefleckte Madonna war auch der Gegenstand seiner Huldigungen. „O Turbanträger!“ rief er aus, „öffne doch den Koran und lies:

Kein Adamskind kam ohne Berührung mit Satan in die Welt! Nur Jesus und Maria ausgenommen! Zwischen ihnen und ihm verhütete ein Schleier die verhängnißvolle Berührung.“

Dies durch Cottada ausgefundene Zeugniß Seitens des Korans war kaum erklingen, als ein schwarzhaariges Kleeblatt aus dem Lande Pharaos sich in den Vordergrund drängte. Es waren Sign. Nadab aus Nedi, Sign. Bokai aus Hammas, Sign. Baraje aus Achmim, sämmtlich dem Lande des Töpferthums entsprossen. Nachdem die Zuschauer eine Weile in Ungewißheit gehalten waren, ob es sich um eine Pantomime oder ein bloßes Schaustellen ägyptischer Breitbrüstigkeit handle, wagte Herr Nadab die Frage: ob Herr Bokai von der Wolke gelesen habe, welche dem Einzug des Heilands in Aegypten vorausgewandelt sei? Herr Bokai hatte Kunde davon. Er brach singend in die Worte aus: *Ecce ascendent Dominus super nuvem levem!* wobei seine beiden Landsleute unisono einstimmen. Sie schlossen mit Verzierungen, wie sie dem italienischen Volksgefänge und demjenigen jenseits des Mittelmeeres eigen sind.

Dann begann Herr Nadab gegen Herrn Baraje gewendet: Ob es denn anzunehmen sei, daß ein so Ausgezeichneter sich in dem Schoße eines Weibes aufgehalten habe, das nur einen Tag lang ganz irdischer Art gewesen sei? — Unmöglich! betheuerte Herr Baraje.

Inzwischen hatte sich Herr Bokai, den Finger an der Nase, auf das ägyptische Erdbeben besonnen. Er machte mit der Hindeutung darauf auf-

merksam: es habe Christi Einzug in Aegypten begleitet. Sogleich erhob Herr Nadab die Stimme zum Gesang:

Et commovebuntur simulacra Aegypti!

wobei die andern Beiden wieder wie vorhin einstimmten. Nachdem die Unbeflecktheit nun noch weiter das Für und Wider dieser jungen Leute beschäftigt und abermals zu einem melodischen Gefühlsausbruch Veranlassung gegeben hatte, schlossen sie singend mit einem Salvali, o Immacolata!

Nochmals erhob sich nach dem Abtreten der drei Sänger ein Stammkind der Nilufer, Sign. Michele Janus aus Iwahadla, um in tebanischer Sprache die Himmelfahrt Marias zu preisen, den Mumien in den Pyramiden aber zuzurufen: es geschähe ihnen schon recht! Warum seien sie Heiden gewesen?

Zum Schluß der ersten Abtheilung wurde ein Schwarzer losgelassen. Es war ein junger kecker Neger, aus Darfur, voll bewusster Komik. Er schrie überlaut und focht mit den Händen in der Luft, so daß die fröhlichste Heiterkeit seine Anstrengungen von allen Seiten lohnte. „Ich bin schwarz!“ sagte er, „wirft Du, sehr reine Gottesmutter, mich hören wollen? — Aber einer der Weisen war auch ja dunkelfarbig und du sahst ihn doch an. Selbst die Sonne verschmäht nicht, uns Afrikaner Tag für Tag zu bescheinen.“

Als der Neger fortsprang, erklangen von neuem die Pauken und Trompeten des Orchesters zu einem Finale aus Lucrezia Borgia; — an die dem Papstthum nicht günstige Gedankenverbindung, welche der Name Borgia in den Hörern hervorrufen mochte, hatte der Kapellmeister vielleicht nicht gedacht, vielleicht auch, wäre er darauf verfallen, hätte ihn dies Bedenken nicht beunruhigt. Man ist in Rom zwar mit Worten zu Gunsten der Unfehlbarkeit verschwenderisch, aber die große Nähe des Kirchenfürsten selbst erinnert doch zu unmittelbar an seine Menschlichkeit, als daß man daran dächte, mehr als einen bloß dogmatischen Begriff mit jener Unfehlbarkeit zu verbinden. Ohnehin definiert man scharf zwischen kirchlicher Unfehlbarkeit und menschlicher Fehlerfreiheit, was, beiläufig gesagt, bei dem herzensguten Pio Nono weniger nöthig ist, als bei den meisten seiner Vorgänger.

Nachdem die Hörer sich von den empfangenen Eindrücken der ersten Abtheilung erholt hatten, begrüßte allgemeine Aufmerksamkeit die Sprache Homers und Pindars, mit welcher Sign. Stauraki aus Syra die zweite Abtheilung eröffnete. Leider brachte die Veranlassung des ganzen Festes es mit sich, daß auch hier zum 18. Male die Madonna und ihre fleckenlose Geburt sich zu neuer Erörterung herleihen mußte und zwar war der Vater der Epopöe mit ihr in Bezug gebracht. „Sieben Städte“ hieß es „stritten sich um Homers Geburtsstätte. Die ganze Welt, Maria hat sich um die Deine gestritten.“

In ähnlicher Weise feierte Marias Reinheit Sign. Desiderato Brest aus Milo. Einen nahe liegenden Vergleich zu Ungunsten der Venus von Milo

ließ sich der Redner entgehen. Er sprach in neugriechischer Mundart. Die drei Stämme Sem, Cham und Japhet bildeten nach seiner Erklärung die drei Menschenrassen und waren in den drei heiligen Königen vertreten. Die alten italienischen Maler huldigten bekanntlich der nämlichen Stammdreifaltigkeit.

Sign. Michele Bussanovich aus Antivari feierte im Namen der Innocenti die Bergine Immacolata, und erquickte das Ohr durch die Kraft seiner Stimme nicht minder, als durch den Wohlklang der lateinischen Sprache.

Sehr eigenthümlich national war sein Nachfolger, der Franzose Sign. Albert Thevenin aus Marseille, ein kleiner, beweglicher Schwarzkopf, feck, sicher, ganz Schüler der Comédie française, mit einem rollenden R als wirbelten hundert Tambours den Zapfenstreich. Vielleicht veranlaßt durch die Einsprüche mancher französischen Geistlichen gegen das neue Dogma, hatte er für gut befunden, Maria aus dem Spiel zu lassen. Sein poetischer Vortrag galt den neuerlich bloßgelegten Kataomben und den Christenverfolgungen zur Zeit der römischen Imperatoren. Ein Gebet für das Heil des Papstes schloß seine Rede. „Jamais plus noble front“ sagte er, habe die päpstliche Krone getragen.

Weniger militärisch, aber feiner und sorgfältiger trug der Italiener Sign. Giacomo Motter aus Trento seine Verherrlichung des Nachfolgers Petri vor. Maria sei zu ihrem Rechte gebiethen, jetzt stehe ewiger Sonnenschein auf Erden bevor.

Das Gespräch zweier kleiner Dalmatiner brachte wieder einigen Humor in die Unterhaltung. Sie sprachen illyrisch. „Höre Du!“ sagte der Eine „hast Du das neue Bild in unsrer Kirche gesehen?“ — He — ob ichs gesehen habe! — „Nun wie gefallen Dir die Farben?“ — Lustig genug! Aber das andere, die Kreuzigung ist mir zu duster! — „S'ist eben ein traurig Ereigniß. Aber gelt! die Madonna auf dem andern Bild ist schmuck“ — Das kommt, weil der Maler von der — unbefleckten Empfängniß gehört hatte! —

In dieser übernaiven Weise schwagen die Kinder noch eine Weile fort, bis sie das Bild nochmals selbst in Augenschein zu nehmen beschließen und uns dadurch die weiteren gemischten Gefühle ersparen, welche sich bei dieser unschuldigen Unterhaltung zu regen begannen.

Nun kommt ein Liebling des londoner Punch zum Vorschein, ein echter auffälliger Sohn Green Erin's. Er spricht das klangvolle, fast wie lateinisch sich anhörende echte Irisch. Dan Dixon ist sein Name, und ob er gleich in den Chorus einstimmt, der das jungfräuliche Mysterium feiert, klingt seine markige Sprache doch wie ein Protest gegen die zungenweichen Söhne Altenglands, die Erin gefesselt halten.

Er steht noch mit weitgesperrten Beinen da, als komme nach Marias Angelegenheit jetzt erst die seinige; aber zwölf Schwarzköpfe mit rothen Lippen weisen ihm seine Wege und beginnen sofort im modernsten Verbi-

geschmack ein Marienlied, das mit der Vermuthung schließt „die Erschaffung Mariens Seitens il suo Signore sei — wer weiß! — wol gar da vor sich gegangen, wo einst das Paradies war, — sie habe gar zu sehr das Lächeln der Mutter Eva!“

Daß grade nach einem so stark die Phantastie in Anspruch nehmenden Seitenblick ein Deutscher sich als Nr. 27 des Programms vorführen muß, veranlaßt seinen anwesenden Landsleuten nicht geringe Beklemmungen, zumal die ersten Laute den nicht eben wohlklingenden Dialekt Siebenbürgens verrathen. Weder Ei! noch Ach! wird uns geschenkt und wir überzeugen uns zum hundertsten Male, daß unsere Muttersprache es an Wohlklang und Kraft mit nicht gar vielen andern Sprachen aufnehmen kann. Nach dem Schluß der übrigens trefflich declamirten 12 Strophen, die von vorn herein die Unterwerfung des Verstandes unter den Ausspruch der Kirche betonten, folgt rauschender Beifall dem Abtretenden, und die anwesenden Deutschen vergeben dem Sign. Francesco Richter um dieses olympischen Erfolges willen die überstandene Angst.

Besser freilich noch zieht sich Sign. Giuseppe Helfer aus Freiburg aus der Klemme. Er führt im Schweizer Dialekt einen der Hellebardiere des Papstes vor. Horchend steht der Bursche an der Thür, als der Papst das neue Dogma verkündet. Das ist ein Jubeln, Küssen, Läuten, Kanoniren „Heute lernt man, was es heißt: Katholik sein!“ Aber ein Kummer beschleicht ihn. Warum hatte Maria doch nicht schon eine Schweizer Leibwache! Was hätten die 3 Magier für Augen gemacht! „Zurück! Zurück!“ wäre die Parole gewesen, wo immer ein nicht ganz Glaubensfester Zutritt verlangt hätte. Herodes würde mit der Hellebarde an die Luft gesetzt worden sein. Kaum wären die paggi (die Pagen oder Kämmerlinge des Papstes) eingelassen worden.

Gegen diese Burlesque bleibt der Däne, Sign. Giovanni Jurzik aus Kopenhagen, in entschiedenem Nachtheil. Vergebens weist er auf den Märtyrer, König Kannt zurück. Man ist noch zu voll von der vorausgegangenen Poffe und läßt den Scandinavier unbeklatscht seinen Sitz wieder auffuchen.

Ein Negerknabe, Sign. Teodoro Ribeira aus Rio-Janeiro, erobert sich dagegen rasch die allgemeine Aufmerksamkeit. Ungleich dem Leidtragenden, dem der Trauerrock fehlte und der da meinte, es genüge, wenn's Herz nur schwarz sei, beruft sich der Neger auf sein Herz als gar nicht schwarz, sondern ganz für Maria entflammt, möge er selbst von außen auch noch so köhlerschwarz ausschauen.

Ihm folgt ein Russe, Sign. Rousseau aus Taganrog, dessen saubre, weiche Sprache eigenthümlich gegen den Eindruck seiner breiten mongolischen Gesichtsbildung absticht. Dann citirt Sign. Soppi aus Binga in Mazedonten in albanischer, dem Italienischen verwandt klingender Sprache den Koranausleger Grenzboten. IV. 1857.

Gelal, der gleich jenem vorhin erwähnten Ausleger Cottada, behauptet, der Gesteinigte (d. i. Satan) berührte, mit alleiniger Ausnahme von Jesus und Maria, jedes Kind bei seiner Geburt und deshalb komme es weinend auf die Welt. Das Programm hebt hervor, dies Zeugniß der unbefleckten Empfängniß sei älter als der Streit der Scholastiker. Bekanntlich benutzten die Vertheidiger des Dogmas gern derartige brauchbare Citate aus den sonst nichts als Irrlehren enthaltenden und deshalb verpönten Schriften der Ungläubigen.

Ein Holländer, Sign. Van de Winkel (vielleicht ein Nachkomme Rip van Winkels) aus Nuremonda vertritt mit derber Deutlichkeit und Nüchternheit seine zähen, natürlichen, tüchtigen und poestearmen Landsleute. Daß ihm die Worte eines katholischen Missionärs in den Mund gelegt sind, der da jammert, daß die protestantischen Krämer die katholische Propaganda Sankt Saverios auf Amboina vereitelten, klingt in seinem Mund freilich absonderlich genug.

Sign. Stanislaw Kostka, des berühmten polnischen Jesuiten, Andenken feiert ein Russisch-Pole, Sign. Malezynski aus Holubie. Er hat slavisches Phlegma, dabei aber etwas Geschmeidiges, Schleichendes.

Sign. Mac-Glynn aus Neuyork läßt den Eremiten von Finisterere Wünsche über die Wiederbekehrung des abtrünnigen Englands äußern. Es fällt dabei auf, wie die englische Sprache die Zunge von einem Worte zum andern nie ganz frei läßt, als ob ein großer Vorrath von Lauten immer bis an die Lippen gelange, dann aber wieder mit der Zunge zurückrolle. Dies stimmt mit dem Eindruck, als wate die Zunge des Briten im Wasser und komme nie ganz aufs trockne Land.

Wenig Klang hat der nun folgende ungarische Vortrag des Sign. Bayer aus Claudiopoli (Klausenburg), doch ist die Erscheinung männlich und die Bewegung natürlich dramatisch.

Ein rhätisches Gedicht des Sign. Tognola, aus dem rhätischen Theile der Schweiz, erhält durch den jüdisch weinerlichen Ton etwas Schwächliches, was die vielen auf ia und a auslaufenden Endungen sonst nicht verschulden konnten. Sign. Kavar aus der Moldau spielt auf die politischen Ereignisse in Bukarest an. Sein Rumänisch ist weichen Klanges und der Vortrag ernst.

Den Schluß endlich bilden abermals drei kleine Komiker: zwei Griechen Signori Lagomarsini aus Zante und Polito aus Corfu, der dritte ein Amerikaner, Sign. Pinckley. Sie deliberiren über die schon oben erwähnte Triumphsäule, bringen die naseweisesten Einfälle über römische Kaiser vor, schließen endlich zustimmend, es sei ganz in der Ordnung, daß man Maria nicht gegen Trajan und Antonius zurückstehen lasse.

Unter abermaligem Paukenwirbel und Trompetengeschmetter verlassen die vielseitig angeregten Zuhörer die Kapelle.

Es wäre unbillig, einen protestantischen Maßstab an diese akademische Parade legen zu wollen, vor allem einen norddeutschen. Die uns natürliche Scheu vor dem Betasteten und Hin- und Herwenden gewisser Mysterien hat ein katholisch geschultes Volk schon früh überwunden, und in Italien huldigt man der in Frankreich, wenigstens in Paris, uns häufig begegnenden Meinung, es lasse sich eigentlich alles und an allen Orten besprechen. Bei dieser Abwesenheit jedweder Gesprächsbeengung ist es für uns Andersgläubige erfreulich, daß der allgemeine Indifferentismus die Durchsetzung des neuen Dogmas ohne welterschütternde Discussion möglich machte, und daß nach Beendigung des Jubeljahrs das letzte Echo verhallte, das die Kanonen der Engelsburg für längere Zeit wach gerufen zu haben schienen. Von Interesse jedoch ist es, nach glücklich überstandener Gefahr einen Blick auf diejenige Zeit zurückzuwerfen, welche den Kampf um die Reinheit der Madonna in vollen Flammen sah.

Dieser Kampf trat erst viele Jahrhunderte, nachdem der h. Augustin etwa um das Jahr 400 sich gegen den freisinnigen Pelagius erklärt hatte, in die Oeffentlichkeit. Doch sagte der h. Augustin schon damals ein Wort, das vielleicht die beste Kritik des ganzen unerquicklichen Streits war und für heute noch gelten kann. Pelagius hatte sich gegen die Erbsünde erklärt und hatte Maria als Beweis angeführt, daß der Mensch recht wohl im Stande sei, sündenfrei zu leben. Daraus dient ihm sein Gegner: über die heilige Jungfrau wolle er, um der Ehre des Herrn willen, gar keine Frage erhoben wissen.

Dies richtige Gefühl theilten indessen nur wenige, wiewol erst die Einführung des Festes von der unbefleckten Empfängniß in Lyon ums Jahr 1154 durch den lauten Widerspruch des heiligen Bernhard zum lebhaftern Entbrennen des Streites den Anstoß gab. Auch er war wie der heilige Augustin einer der größten Verehrer der Jungfrau Maria und fand es, nach H. Denzingers \*) eigner Versicherung, „für unpassend, daß man die Empfängniß feiern wolle, welche kein würdiger Gegenstand einer Festesfeier sein könne.“ Nach und nach gab es weitem Widerspruch. Einige hohe Geistliche verboten das Fest in ihren Gemeinden. Am mächtigsten aber wirkte der Widerspruch des Dominicaners Thomas von Aquino. Der Dominicanerorden verhinderte seitdem die Einführung des Dogmas von der passiven unbefleckten Empfängniß und hatte auch dann noch große Abneigung gegen dasselbe, als endlich zur Zeit Gregors XVI. sich der Dominicanergeneral von der Partei des Thomas von Aquino lössagte. Für die Lehre eiferten vor allem die Franziscaner, demnächst Benedictiner, Cistercienser, Karthäuser, Augustiner, Serviter, Carmeliten, Ligorianer, Jesuiten und viele andere Orden. Loyola wie auch sein Genosse Franz Xaver hatten feierlich geschworen, die Lehre von der U. E. zu verthei-

\*) Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria von Heinrich Denzinger Dr. der Philosophie in Würzburg, 1855.

digen. Um das Jahr 1484 entstand ein Frauenorden zur U. E. Ladislaus IV. von Polen stiftete den Militärorden z. U. E. Die religiösen Militärorden von Alcantara 1653, Calatrava 1652, St. Jacob von Compostella 1657, und Dimüz 1615 verpflichteten zur Vertheidigung der U. E. bis aufs Blut. Der Orden zum Looskauf christlicher Gefangener legte zu Ehren der U. E. sein weißes Kleid an. Petrus de Alva führt 5 enggedruckte Columnen in Folio von bloßen Ortsnamen an, wo sich Bruderschaften befanden, welche auf die U. E. schworen. Aber der Eifer für die vermeinte Sache der Madonna griff weit über das Gebiet der Klosterordensbruderschaften hinaus. Zur Vertheidigung der Lehre verpflichteten sich Sevilla (1617), Huesca (1654), Huete, Tarragona (1618) Madrid, Ugeda, Barcellona, Saragossa, Brüssel und viele andere Städte. In Neapel verbanden sich König, Magistrat, Militär und Universität, für die U. E. zu kämpfen; ähnliche Gelöbniße fanden statt in Genua, Messina, Siena u. Die Stadt Rouen hatte schon seit 1387 einen jährlichen Preis auf das — beste Gedicht zu Ehren der U. E. ausgesetzt. In Deutschland pries man durch Einführung von Fest- und Fasttagen die U. E. Schon um das Jahr 1647 hatte Wien eine Marmorsäule mit dem Standbilde der Immaculata. Die Marienkapelle zu Würzburg erhielt eine ähnliche Statue, 18 Fuß hoch und mit nicht weniger als 400 Golddukaten überzogen. Kaiser, Fürsten, sammt ihrer männlichen und weiblichen Verwandtschaft beschworen einen Papst nach dem andern um Einführung des Dogmas, und im Jahre 1646 kamen die Cortes von Portugal sogar auf den unverfänglichen Einfall, die „unbefleckt empfangene Madonna als Königin des Reiches“ auszurufen.

Es ist zu verwundern, daß trotzdem die Päpste nicht mit dem Dogma hervortraten. Aber sie fürchteten Spaltungen, Abfälle; gab es doch genug, was sich gegen die Zweckmäßigkeit eines Dogmas sagen ließ, das den Sohn Gottes um seine Ausnahmstellung zu bringen geeignet schien; war es doch schwer, ein Ende zu finden, wenn einmal der Anfang gemacht war, hatten die Griechisch-Katholischen doch schon ein Fest der Empfängniß Johannes des Täufers. Sie beschränkten sich auf Verbote gegen das Predigen wider die U. E., auf Ablafverheißungen für diejenigen, welche dem Fest der U. E. beizwohnten, auf Bücherverfolgungen, auf Maßregeln gegen die Officiumredactionen der Dominicaner; bis endlich diese ihre Unterwerfung erklärten und Pius der Neunte nun in der Lage war, zu Ehren der Madonna die reife Frucht des langen Streites zu pflücken.

Es ist wol anzunehmen, daß die wenigsten der Parteigänger für die Sache der Jungfrau Maria die passive Empfängniß bei diesem Kriege im Auge hatten, d. h. die Frage, ob Maria selbst vor ihrer Geburt schon von der Erbsünde frei war. Hat die Lehre von der s. g. activen Empfängniß für die Mehrheit der Denkenden schon ihre großen Schwierigkeiten, wie viel mehr noch ein so

auf Umwegen ausgedrücktes, zu der Hauptthätigkeit Marias in gar keinem Bezug stehendes Dogma. Darf man sich aber im Ganzen freuen, daß trotz diesem wahrscheinlich sehr verbreiteten Mißverständnisse die Erörterungen endlich geschlossen sind, so kann man nach nunmehr allgemeinerer Belehrung das nachträgliche stillschweigende Hinnehmen des Dogmas wol nur als ein Zeichen auslegen, daß die Lehre von der Erbsünde überhaupt nicht zu den beliebtesten gehört. Die katholische Kirche würde sie, ließe sich nur ohne sie fertig werden, ohne Zweifel fallen lassen können und den ganzen Teufelsputz dazu, ohne im Volksbewußtsein auf Widerstand zu stoßen.

### Winterleben am Nordpol.

Eine der interessantesten Stellen in Kanes Beschreibung seiner Reisen am Nordpol, (in deutscher Bearbeitung von J. Seybt soeben zu Leipzig bei Carl B. Lortz erschienen) ist die, wo er sein und seiner Gefährten Leben während eines im höchsten Norden Amerikas zugebrachten Winters beschreibt. Es heißt dort: Die Kälte kam allmählig über uns. Das Erste, was mir wirklich auffiel, war das Einfrieren unserer Wasserrässer, die Eiszapfeneinfassungen der Spundlöcher und die Unmöglichkeit, den Trinkbecher nur fünf Minuten hinzusetzen, ohne daß sein Inhalt sich in festes Eis verwandelt hatte. Dann kam die vollständige Unmöglichkeit etwas zu trinken zu bekommen, ohne es erst zuzubereiten. Lange Zeit hatten wir unser Wasser aus den schönen frischen Lachen der Eisberge und Schollen geholt; jetzt mußten wir die Blöcke in steinharten, glasartigen Stücken herausmeißeln und in blechernen Gefäßen zerschmelzen, um so unser tägliches Getränk zu erlangen. Das war im Wellingtonkanal.

Allmählig ward der Eisbrei, durch welchen wir hindurchfuhren, zu Eisstücken und Schneebällen. Wir saßen fast wie im Leim. Aber noch am 11. September fand ich am Ufer von Barlows Einfahrt ein blühendes Fingergraut. Doch alles, was feucht oder naß war, fing jetzt an als etwas Merkwürdiges aufzufallen, als etwas, was wol verdient als eine Seltenheit angestaunt zu werden. Die Verbede wurden trocken und da, wo die Füße hinzutreten pflegten, mit traubensförmigen Klumpen von schmutzigem Eis besetzt. An der Tafelage sammelte sich allmählig Reif und wir lernten sehr vorsichtig mit aufgeschossenem Tauwerk und Eisen umgehen. Am 4. October war die mittlere Temperatur unter Null.

Um diese Zeit war die kleine Luke, die uns zum gewöhnlichen Eingang diente, so ganz und gar zu einer Masse von Eiszapfen geworden, daß wir